Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 8 (1918)

Heft: 18

Artikel: Joseph im Schnee [Fortsetzung]

Autor: Auerbach, Berthold

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-637253

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 11.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 18 — 1918 | Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst | 4. Mai

Gedruckt und verlegt von der Buchdruckerei Jules Werder, Spitalgasse 24, Bern

Der Fährmann.

Von Hans Wagner.

Gewaltig flutet der Strom, trennt Land von Land:
Hier hell und heimisch, drüben unbekannt.

Hier Fliederduft und Geleucht und Lerchenschlag,
Und drüben Dämmer zwischen Nacht und Tag. —

Auf schwarzer Barke, finsternisumwallt
Der Fährmann kauert. — Plötzlich ruft's und hallt:

„Hol' über!" und mit dumpfer Ruder Schwung
Holt er den Fremdling in die Dämmerung:

Ein altes Weiblein, zittrig, müd und matt,
Das Lied nicht mehr, noch Lust und Leben hat.

Er holt es herüber und weist ihm den dunklen Strand.
Doch hinter ihm grollend ballt er die zornige Hand:

„Nur schimmligem Greisenvolk steh' ich zu Dienst und Begehr!
Die Anderen aber, die lockigen, kommen nicht mehr!

Mit stolzer Gebärde vorüber fliehn sie dem Strand,
Entweichen dem Strom und lieben das blühende Land.

Und — lang sich zu freuen, sie wissen der Künste viel!"
Dumpf brütet sein Zorn über Ufer und Wellenspiel.

Doch jählings glühenden Blickes springt er empor:
Denn drüben steigt's hinter Hügeln und Wällen hervor,

Da wallt es herüber stumm und füllt den Strand
Und hebt zum Munde blaß die wölbige Hand:

„Hol' über, Fährmann!" Hei, da glüht sein Stern!
„Ihr haßt mich alle! doch ich mag euch gern!

Hei lockig Haar! und Glieder kräfteschwer!
Verwunderlich! Was lief euch überquer?"

Er pfeift und gröhlt, er spottet und er lacht
Und drängt zum hellen Strand der Barke Nacht.

Sie folgen willenlos — die Welle rauscht —
Ein bleiches Volk, das seine Ufer tauscht.

Und her und hin die Fahrt und aus und ein —
Und dennoch dichter stets die Völkerreihn.

Der Fährmann keucht, er wuchtet Schwung und Schlag. —
Wo winken Abendruh und Feiertag?

Die Stirne trieft, ermattet sinkt die Hand — —
„Zurück! zurück von des Cocytus Strand!"

Ein Ekel schüttelt ihn. „Ich will nicht mehr!"
Doch in die Flut wirft sich der Völker Heer.

Und durch die Lüfte dröhnen Fluch und Schrei,
Der Himmel bebt, die Erde birst entzwei:

„Wir sind's, Zermalmte wir um falschen Sieg,
Des großen Würgens Würger! Krieg dem Krieg!

Der Wahn ist aus — zerborsten ist das Glück —
Die Wunde klafft — wir können nicht zurück!"

Im Dunkel kauert Charon, weggewandt,
Und regt sich jetzt und ruft ins Menschenland:

„Führwahr nicht haß' ich Tod und dies und das!
Doch was ihr jetzt mir tut, ist ohne Maß.

Wenn Götter töten, hat es ewigen Sinn.
Ihr aber mordet um der Zeit Gewinn!

Die Rechnung trügt! o weh der blutigen Gier!
Der Tod ist fürchterlich, das glaubet mir!"

Joseph im Schnee.

Eine Schwarzwälder Dorfgeschichte von Berthold Auerbach. 6

„Bleib du heute daheim, die Mühle ist zugefroren," sagte der Schilder-David zu Joseph und ging nach seiner Werkstätte. Diese war auf einem Speicher der untern Sägmühle in einem kleinen Verschlage. Hier stand eine Drehbank mit einem Riemen an einer Walze, die an das Triebrad in der untern Mühle befestigt war, und die Wasserkraft, die das große Werk trieb, drehte auch die Welle, an der David die Uhrenschilder verfertigte.

Der kleine Joseph stand wie verstoßen da, als der Großvater ganz gegen seine Gewohnheit so allein fortgegangen war. Sonst hatte er den Joseph immer bei sich, der ihm den Windofen mit Spänen heizte, die unfertigen Bretter zutrug und die fertigen wieder abnahm und schön ordnete. Die Mutter nahm den Knaben mit in die Küche, und hier fragte sie: „Joseph, was ist denn mit dir? Warum hast du denn so bös gerufen: o weh, die Leegart? Sie ist ja so gut, ist deine Gevatterin und macht dir eine so schöne Jacke?"

Joseph schwieg.

Ein Kind weiß kaum mehr, was es vor wenigen Minuten getan hat, und nun gar der Fortsetzungen und Folgerungen in seinen Gedanken ist es sich nicht bewußt und kann sie darum nicht darlegen. Seine Ausdrücke sind fast wie Vogelsang, ohne Rhythmus, aber doch aus einem verborgenen Leben kommend.

Nach einer Weile begann Joseph von selbst: „Mutter, kommt denn der Vater heute nicht? Du hast's ja gesagt."

„Er kommt, er kommt gewiß," antwortete Martina und seufzte tief. Jetzt ward es ihr erst deutlich, warum Joseph „o weh, die Leegart" gerufen hatte. Als sie dieser die Tür weit aufgemacht, hatte Joseph gewiß geglaubt, der Vater komme, und darum hatte er den bösen Ausruf getan, weil es eine andere Person war als der Vater. Immer weiter sprach Joseph, wie ihn der Vater aufs Pferd nehmen und wie er ihm ein eigenes Pferd schenken müsse.

Martina hätte gern das Sinnen des Kindes vom Vater abgelenkt, aber es gelang nicht. Sie hatte in ihrer Herzensbedrängnis zu oft von ihm erzählt; was sie sich selber sagen wollte, hatte sie oft an das Kind hingesprchen, und nun war das halbklare Sinnen und Denken des Kindes ganz auf den Vater gerichtet. Es hatte sich die abenteuerlichsten Vorstellungen von ihm gemacht und immer wieder gefragt, warum denn die Großeltern den Vater so plagen und ihn nicht heimkommen ließen.

„Welchen Weg kommt der Vater heute?" fragte Joseph.

„Ich weiß nicht."

„Ja, du weißt's, sag's, du mußt's sagen," klagte weinend der kleine Joseph. Und die Mutter erwiderte, ihn an sich ziehend: „Sei still, ganz still, daß niemand davon hört. Wenn du ganz still bist, sag' ich dir's."

Der Knabe schluckte die Tränen gewaltsam hinab und die Mutter erzählte ihm nun, was für schöne Sachen er zu Weihnachten bekomme und fragte ihn aus, was er sich noch wünsche. Der Knabe wünschte sich weiter nichts als ein Pferd. Die Leute hatten ihm gesagt, daß sein Vater vierzehn Pferde im Stalle habe, und alle Ablenkung half nichts, da war er mit seinen Gedanken wieder beim Vater und wiederholte: „Sag, welchen Weg kommt er?"

Leise erwiderte die Mutter: „Du darfst keiner Menschenseele ein Wort davon sagen, daß der Vater heut kommt. Gib mir die Hand darauf, keiner Menschenseele!" Der Knabe gab der Mutter die Hand und schaute sie mit den verweinten Augen groß an.

Martina schwieg. Sie glaubte, daß der Knabe beruhigt sei, aber dieser fragte wieder mit halsstarriger Festigkeit: „Welchen Weg kommt er denn? Sag's!"

„Es gibt verschiedene Wege, ich mein', er kommt den Hohltobel herauf. Jetzt ist's aber genug. Kein Wort mehr. Geh, hol mir Tannzapfen von der Bühne herunter." Der Knabe ging, das Befohlene zu holen, und die Mutter dachte still lächelnd: das wird ein ganzer Mann, wenn der einmal was will, läßt er nicht davon ab.

Sie ging mit dem Knaben in die Stube, aber die Leegart sagte: „Schick den Joseph fort, man kann ja gar nichts reden vor dem Kind."

„Joseph, geh zum Häspele, sieh zu, er macht dir neue Stiefel," sagte die Mutter. Joseph wollte nicht gehen, aber er wurde mit Gewalt zum Hause hinausgeschoben. Da stand der Knabe trotzig und sagte: „Wenn der Vater kommt, sag' ich ihm alles. Ich soll nirgends sein, nicht beim Großvater und nicht daheim." Er ging indes doch zum Häspele und war dort munter und guter Dinge; denn der Häspele liebte den Knaben, und wenn dieser an dem Spielzeug, das er ihm gab, keine Freude mehr fand, hatte er ein ergiebiges Gespräch.

Seit bald einem Jahre versprach er dem Joseph beständig, daß er ihm einen Hund schenke, und nun war Joseph auch sehr erfinderisch, wie der Hund aussehen und was er für Kunststücke können müsse. Häspele behielt dabei den guten Vorwand, daß er lange zu suchen habe, bis er einen solchen Hund finde, der bald groß und bald klein, bald vier weiße Füße haben, bald ganz braun, bald ein Wolfshund, bald ein Spitz sein sollte.

Unterdessen beredete sich Leegart mit Martina und fand es unbegreiflich, daß Martina sich nicht erkundigte, ob ihre Todfeindin nicht endlich aus der Welt sei. Sie solle im Pfarrhaus fragen, wie's mit der Röttmännin stände.

„Du weißt ja," sagte Martina, „daß mich der Pfarrer vordem gern im Hause gesehen hat, aber seitdem nicht mehr. Ich kann ohne Ausrede nicht hingehen, wenn er da ist."

„Gut, so geh heim in mein Haus, auf meiner Kommode am Spiegel in der porzellanenen Suppenschüssel liegen drei Nachthauben, die gehören der Pfarrerin; bring sie ihr von mir, und da wirst du dann schon hören, wie es ist."

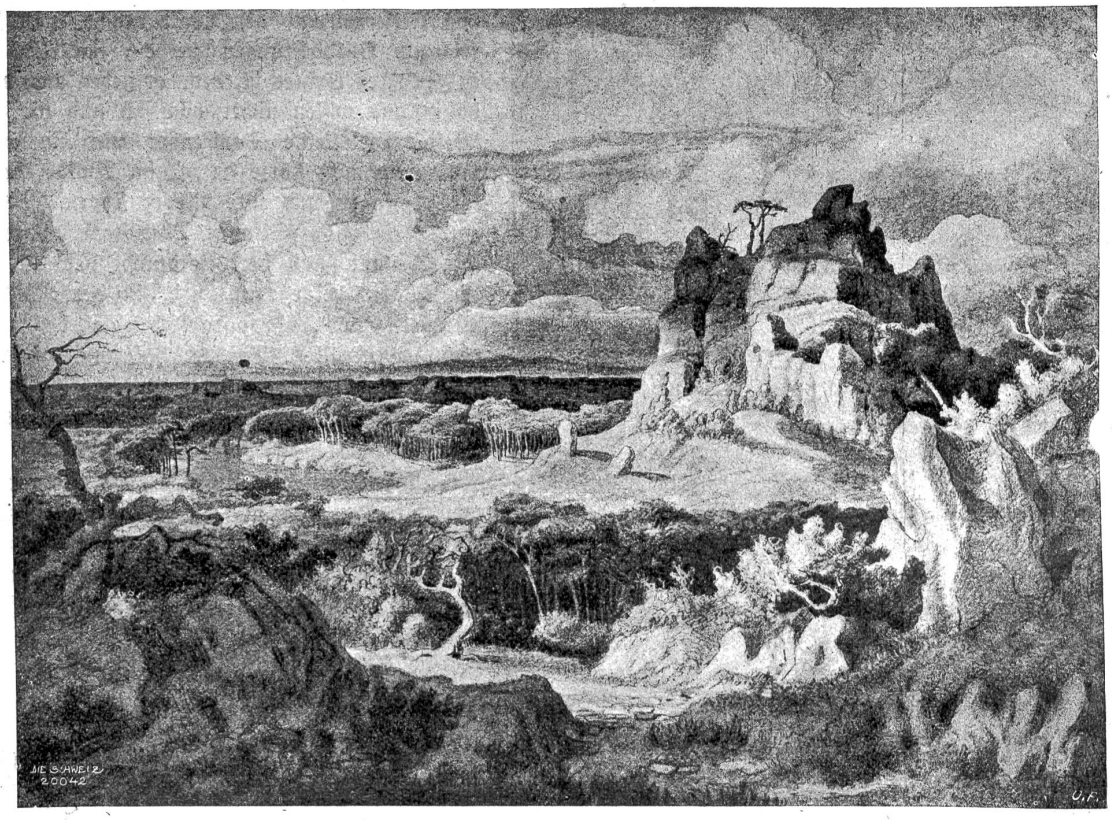
Martina tat, wie ihr geheißen.

Achtes Kapitel.

Warm und wohl im Pfarrhause.

Kann es für solch eine Frau, wie die Röttmännin, auch ein heiliges Fest geben? Kann es eine Menschenseele geben, und sie muß aus der Welt gehen und hat nie jenen Wonneschauer empfunden, der das eigene Leben und das Leben der Menschheit zur Glückseligkeit macht? Daß es solche Menschen gibt, das wirft einen Schatten auf die Welt und läßt niemand vollkommen froh werden.

So überlegte die Pfarrerin hin und her, als sie am Fenster saß. Sie verscheuchte aber bald alle Schatten und in ihrer Seele war's wie der helle Morgen eines unendlichen Festtages, der ein Strahl aus der Ewigkeit ist. Sie stand auf und ging wie ein glückseliger, stiller Geist im Hause umher. Die kommenden Festtage und dazu der Gedanke, daß sie auch ihren Bruder bei sich habe, warfen einen Glanz und eine Freudigkeit auf ihr ganzes Wesen,



Gottfried Keller (1819—1890). **Ossianische Landschaft** (Bisterzeichnung, 1841). Original in der Zürcher Zentralbibliothek.
Zehn Jahre lang hat Gottfried Keller um das Künstlertum der Malerei gerungen, um dann erst seine eigentliche Bestimmung zum Dichter zu erkennen. Als Zweiundzwanzigjähriger komponierte er im Geschmacke seiner Zeit ossianische Landschaften. Diese Bezeichnung für phantastisch-heroische, wildbewegte Meeresküsten- und Heidelandschaften hängt zusammen mit dem sagenhaften blinden Sänger Ossian, der im 3. Jahrhundert in alt-gälischer Sprache keltische Heldengesänge dichtete. Ossians Gesänge, 1765 vom Schotten Macpherson herausgegeben, wurden das vielbewunderte Vorbild der deutschen Bardendichtung, deren Stimmung eben diese ossianischen Landschaften wiedergeben wollten. Es sind uns drei solcher Studien von Kellers Hand erhalten. Ausführlich referiert hierüber Paul Schaffner in der „Schweiz" XXII. Nr. 4.

daß sie alles anlächelte, und während sie dem Bruder, der hungrig von der Jagd kommen werde, ein gutes Frühstück bereitstellte, lächelte sie dem Schinken, der Butter und den Eiern zu, als müßte sie ihnen danken, daß sie die brave Eigenschaft haben, die Menschen zu nähren und zu kräftigen. Die Speisen können nicht Rede und Antwort geben, aber die Magd spürt es, daß die Pfarrerin gern vom Bruder hört, und sie sagt: „Der Herr Bruder ist ein schöner, feiner Herr. Wie er gestern abend gekommen ist, hab' ich gemeint, es wär' der Prinz, der vorigen Winter hier durch auf die Jagd gefahren ist." Die Magd wischte sich dabei das Gesicht mit der Schürze ab, um sich auch schön zu machen. „Ich bin nur froh, daß wir die Gans geschlachtet haben," setzte sie hinzu und liebäugelte mit der vor dem Küchenfenster Hängenden.

Bruder Eduard kam schon gegen zehn Uhr wieder heim. Die Pfarrerin bedeutete ihm, daß der Pfarrer schliefe, und er stellte sein Jagdgewehr so leise in die Ecke, als wäre es von Baumwolle. Die Pfarrerin freute sich des Jägerappetits, setzte sich mit ihrer Stickerei zum Bruder und erzählte ihm von den Begegnissen des Pfarrers. Der Bruder dagegen berichtete, daß er nichts geschossen, denn er sei, wie er fest glaube, dem Wolf auf der Fährte gewesen; bei einer Schlucht habe er sie indes verloren, da er es nicht wagen konnte, allein da hinabzusteigen. Er war bis zur Heidenmühle gekommen, und er schilderte mit wahrem Entzücken die großartige und schauerliche Landschaft, wie da die Wasserstürze gefroren seien und ganze Felsen wie feingeschliffene Spiegel glitzerten. Je schauerlicher der Bruder die Landschaft schilderte, um so behaglicher war's jetzt in der Stube und so still und wohlig, wie sich die Wärme in der Stube ausbreitete, sprachen Bruder und Schwester miteinander; der Pendelschlag der Uhr und das Knistern des Holzes im Ofen war lauter als ihre Rede. Draußen fielen einige Schneeflocken langsam und gemächlich herab, wie erst zum Spiel sich behaglich wiegend, und in der Stube war's zwiefach heimelig.

„Ich muß dir doch auch noch ein Abenteuer berichten," nahm Eduard wieder auf.

„Willst du nicht warten bis mein Mann aufwacht, damit du nicht zweimal erzählen mußt?"

„Nein, ich erzähl's nur dir und du mußt mir Verschwiegenheit geloben. — Ich stehe nicht weit von der Heidenmühle hinter einem Busch auf Anstand, ich denke, der Wolf kommt doch noch wieder; da sehe ich zwei Mädchen des Weges daherkommen, sie bleiben nicht weit von meinem Verstecke stehen und das eine Mädchen sagt: So will ich dir hier Ade sagen, ich danke dir für deine Gutheit, meine Mutter im Himmel wird dir's vergelten, aber es ist vorbei, ich muß. O lieber Gott, warum ist's denn nicht mehr wahr, daß man von einem bösen Weib in einen Raben verzaubert werden kann? Ich wollt' ich wäre der Rabe,

Genealogische Tafel der Herrscher aus dem Hause Habsburg von Rudolf I. (1273—1291) bis auf Franz Joseph I.

der da fliegt, dann könnte ich fortfliegen und brauchte nicht da hinauf in die rote Hölle. Schau, der Schnee schmilzt von meinen Tränen, die darauf fallen, aber das böse Herz schmilzt nicht, und mein Vater ist ganz verwandelt. — Sie konnte vor Weinen nicht weiterreden und die andere ging von dannen. Die Weinende kehrte nach der Mühle zurück. Ich hielt mich nicht, ich trat ihr in den Weg, ich bereute es fast, es lag ein großer Schmerz auf dem jugendlich schönen, frischen Antlitze, ich hätte ihr gern einen Trost gesagt, aber ich wußte nicht, was ich vorbringen sollte, ich sagte ihr nur einfach guten Tag. Sie sah mich groß an, stand einen Augenblick still verwundert, dann ging sie ihres Weges."

„Das ist des Heidenmüllers Toni," ergänzte die Pfarrerin, ein herzig gutes Mädchen, sie soll Braut werden mit Adam Röttmann."

„Entsetzlich!" schaltete der junge Landwirt ein.

„Jawohl, entsetzlich. Die Toni ist das einzige Kind des Heidenmüllers. Sie hatte eine brave Mutter. Solange die lebte, war die Heidenmühle das erste Ehrenhaus unserer Gemeinde und Schutz und Zuflucht aller Armen. Die kleine Toni ging bis vor vier Jahren täglich den gut anderthalb Stunden weiten Weg in die Schule, und im Winter kam sie auf einem Esel dahergeritten. Solch ein Kind, das jahrelang täglich allein den weiten Weg durch das Felsental und den Wald macht, muß sinnig und reich an Beobachtungen werden; natürlich nur, wenn es geweckten Geistes ist, denn es gehen auch viele dumpf dahin und wissen nichts von sich und nichts von der Welt. Die kleine Toni aber war ein aufgeweckstes Kind und man hörte sie oft im Walde ihre Sprüche laut hersagen und ihre Lieder singen. Sie hat eine wunderbar schöne Stimme. Nun starb vor zwei Jahren ihre Mutter, und der Vormund, der für das Kind dem Vater beigegeben wird, ist der Rößlewirt von Wengern, und bald darauf heiratet dessen Schwester den Heidenmüller. Bei der hat nun das arme Kind keine gute Stunde mehr, und der Vormund ist der Bruder der Stiefmutter, und so wird es kommen, daß die Toni den Adam Röttmann heiratet."

Plötzlich fuhr die Pfarrerin auf, sich unterbrechend: „Ei, ei! Da muß die Haustür offen geblieben sein, ich höre jemand die Treppe heraufkommen."

„St! Still! Ruhe!" beschwichtigte sie und öffnete die Tür. „Ei, du bist's, Martina? Komm herein, aber ruhig, der Herr Pfarrer schläft. Was bringst du denn?"

„Einen schönen Gruß von der Leegart und hier schickt sie die Hauben."

„Warum kommt sie nicht selbst?"

„Sie ist bei uns und macht meinem Joseph heut eine neue Jacke."

„Du putzest den Joseph zu sehr auf, du verdirbst ihn," sagte die Pfarrerin.

„Die Leegart nimmt keinen Lohn von mir," sagte Martina, scheu sich wendend, und in diesem Augenblick fiel ihr das rote Tuch, mit dem sie den Kopf verhüllt hatte, in den Nacken. Der junge Mann betrachtete forschenden Blickes das schöne, länglichvolle Antlitz mit den großen dunkelbraunen Augen. Martina spürte den Blick und schlug die Augen nieder wie gebannt. Sie tastete an der Tür hin und her nach der Klinke, als wäre sie im Finstern. Die Pfarrerin folgte ihr indes aus der Stube und sagte: „Du möchtest wohl wissen, wie es der Röttmännin geht? Es geht ihr so, wie sie ist, bös. Sie hat heut in der Nacht den Herrn rufen lassen, sie ist aber gar nicht schwer krank, im Gegenteil."

„Gott ist mein Zeuge, ich wünsche nicht ihren Tod," beteuerte Martina und legte beide Hände auf die Brust.

„Ich glaub' dir's. Der Herr hat auch einen schweren Streit mit ihr gehabt, er bleibt aber dabei, er traut den Adam mit niemand anders als mit dir. Ich will dir alles ein andermal erzählen," schloß die Pfarrerin und wollte nach der Stube. Martina aber sagte weinend: „O liebe Frau Pfarrerin, mein Joseph, ich weiß gar nicht, was mit dem Buben seit ein paar Tagen ist; er redet und denkt gar nicht anderes als vom Vater. Ich muß ihm davon erzählen, bis er einschläft, und morgens ist wieder sein erstes Wort der Vater. In die Schule, das hat er geschworen, geht er nicht mehr; sie schimpfen ihn dort das Füllen, weil man seinen Vater den Gaul heißt," fügte Martina unter Weinen lachend hinzu, und selbst die Pfarrerin konnte nicht anders als lachen; sie schloß aber schnell: „Ich kann mich jetzt nicht bei dir aufhalten, das ist mein jüngster Bruder, der zu Besuch gekommen ist. Sei recht

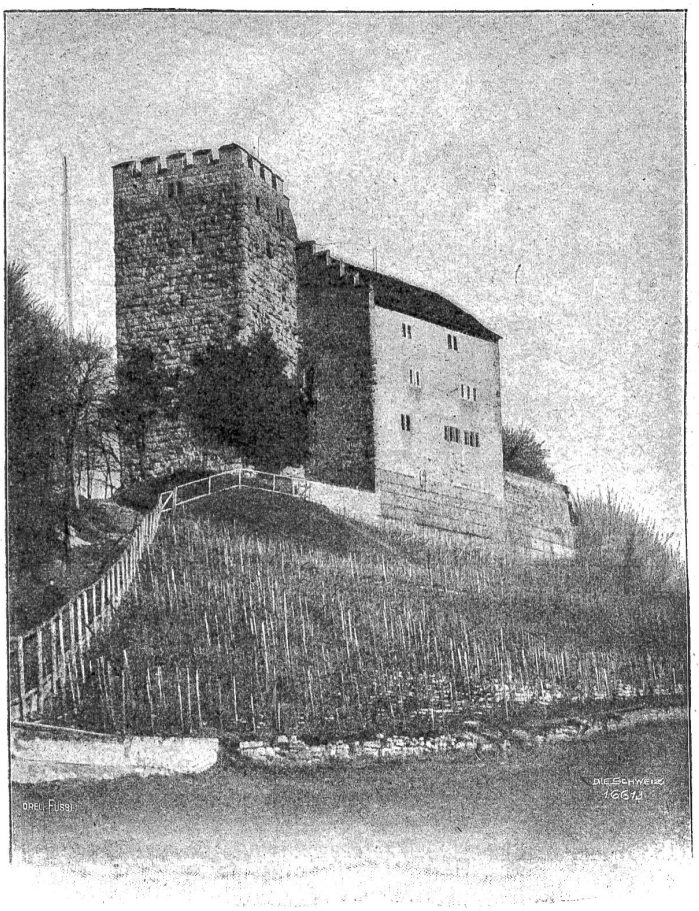
stark gegen deinen Joseph, das ganze Dorf hat das Kind verwöhnt. Komm in den Feiertagen einmal herüber. Mach die Haustür leise zu."

(Fortsetzung folgt.)

Das Haus Habsburg.

Zur 7. Jahrhundertfeier der Geburt Rudolf I. am 1. Mai 1918.

Der Mannesstamm der berühmtesten europäischen Dynastie, der habsburgischen, erlosch im Jahr 1740 mit Karl VI. Schon 1700 war die spanische Seitenlinie erloschen. Wenn heute von der habsburgischen Monarchie gesprochen wird, so denkt gewöhnlich niemand daran, daß in Oesterreich-Ungarn das Haus Lothringen den Thron inne hat. Karl VII., der Gemahl der Tochter Karls VI., Maria Theresia, stammte von den Herzögen Lothringens ab, deren Vertreter René als Verbündeter Frankreichs und der Schweizer im Krieg gegen Karl den Kühnen uns am bekanntesten geworden ist. Die sogenannten Habsburger seit Maria Theresia, der letzten Habsburgerin, sind also Lothringer: Ihr Sohn Joseph II., dann Leopold II., Franz I., Ferdinand I. und Franz Joseph. Die drei ersten waren noch deutsche Kaiser, oder, wie man sagte: Kaiser des „heiligen römischen Reiches deutscher Nation". Aber schon Joseph II. (1780 bis 1790) beschränkte seine große Reformtätigkeit auf die Staaten der Hausmacht: Ungarn, Belgien, Böhmen und das eigentliche Oesterreich. Die vielen andern deutschen Kleinstaaten und die neue Großmacht Preußen betrachteten Habsburgs deutsche Kaiserwürde als bloße Formsache. Als Napoleon I. durch die Gründung des Rheinbundes dem alten Reich den Todesstoß versetzte, zog Franz II. die Konsequenz, nannte sich Franz I. von Oesterreich und blieb außerhalb der deutschen Politik. Von 1815—1866 wurde freilich der Versuch deutscher Vormachtspolitik erneuert. Die Herrscher spielten dabei die traurige Rolle von Figuren in den Händen von Ministern, deren zwei, Thugut und Metternich, am bekanntesten geworden sind, während Franz I (1792—1835) und Ferdinand I. nicht viel mehr als den Spott der Geschichte erfahren haben. Franz Josephs Regierungszeit (1848—1916) bedeutet die kritische Periode des Nationalismus innerhalb der Monarchie. Vier Revolutionen, alle der Hauptsache nach nationalistisch, fallen in seine Periode: Die der Tschechen und Ungarn von 1848, die lombardische vom gleichen Jahr, polnische Unruhen 1863. Sieben Kriege, die zum Teil mit der Nationenfrage zusammenhangen, wechselten mit den Revolutionen ab: Der Kampf gegen Sardinien von 1848, der französische Krieg von 1859, der den Verlust der aufständischen Lombardei brachte, der dänische Krieg, der im Namen des Deutschtums mit Hülfe Preußens zur Eroberung von Schleswig-Holstein geführt wurde, der preußische Krieg von 1866, der das Ende der reichsdeutschen Politik Wiens bedeutete und die endgültige Trennung der Machtsphären beider Reiche brachte, sowie das darauf folgende Bündnis; dann die Eroberung Bosniens (1878), die ein Schlag gegen das orthodoxe Panslaventum Rußlands und Serbiens sein sollte, und schließlich der Weltkrieg von 1914, dessen Hauptanstoß im Osten in der russischen Hoffnung auf die Zwietracht der Nationalitäten der Donaumonarchie lag. Aber in Oesterreich war man längst über die einseitige deutschnationale Politik hinweggekommen. Sie war auch bloß ein Versuch gewesen, die vorrevolutionäre lateinische Amts- und Staatssprache durch die deutsche zu ersetzen. Dabei waren die Völker gleichzeitig ihrer eigenen Sprachen bewußt geworden. Dieses Bewußtsein verstärkte die nationalen Bewegungen, deren Oesterreich Herr wurde durch die Anwendung des Grundsatzes: „Divide et impera". In einer ungarischen Hälfte beherrschte seit dem Ausgleich von 1869 die magyarische Minderheit (und innerhalb der Magyaren der Adel und die Hochfinanz) eine Mehrheit von Rumänen, Deutschen, Ukrainern, Serbokroaten und Tschechoslowaken. In der österreichischen Hälfte stunden Deutsche und Polen gegen Tschechen, Ukrainer, Slovenen, Italiener und Kroaten. In Bosnien eine römisch-katholische Minderheit, im Bunde mit dem mohammedanischen Groß-Grundbesitz zur Mehrheit geworden, gegenüber den Serbokroaten. In den einzelnen Landtagsversammlungen machte sich die Gruppierung gewöhnlich noch komplizierter. Die Folge dieser Zerrissenheit war eine Zunahme der Staatsohnmacht, worauf Serbien und das zarische Rußland zählten. Vielleicht wird einmal eine Statistik der Galgen von Bosnien und Galizien Aufschluß geben, wie weit diese Zersetzung schon fortgeschritten war. Franz Joseph starb in der trübsten Zeit des Nationalitätenhaders; das ist gewiß trotz allen damals angestimmten Lobfanfaren; denn in jene Tage fallen die großen Ueberläufe der Tschechen ins russische und italienische Lager.



Die Habsburg, von Südwesten gesehen.

Dieses sonderbare Oesterreich, das historisch begründet und zusammengehalten wurde durch die habsburgische, dann die lothringische Dynastie, das von den Italienern als Kastratenstaat bezeichnet wurde, von starken Parteien aller Nationalitäten aber geliebt wird und in seinem Bestande leidenschaftlich verteidigt — es ist nicht leicht zu verstehen. Sein geschichtliches Werden könnte einigen Aufschluß geben über die Berechtigung seiner Existenz. In diesem Sinn darf man einen Rückblick auf einzelne Namen der eigentlichen Habsburger vor Joseph II. richten.

Rudolf I., ein Graf, wie es deren wohl ein ganzes Tausend gab im weiten Reich, zwar tätiger als die meisten